23. Oktober 1935 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 244

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(19 Fortsetzung) Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

„Was willst du denn?“ fragte er gähnend.

„Ich will wissen, wo die Pferde sind. Die Ställe sind leer —“

„Die habe ich verkauft.“

„Verkauft!“ Margrets Augen blickten starr geradeaus. „Verkauft!“ wiederholte sie langsam. „Die Füchse, die unseren Hochzeitswagen gezogen haben und von denen du einmal sagtest, du würdest die nie von ihnen trennen —“

Er lachte ärgerlich.

„Das sind ja Gefühlsduseleien.“

„Und wo ist der Wagen?“

„Ebenfalls verkauft. Ich habe ein Auto dafür erstanden, weil es viel praktischer ist. Man kann besser damit über Weg. Pferd und Wagen sind in unserer Zeit doch eigentlich veraltet.“

„Sprichst du wirklich im Ernst?“

„Aber natürlich doch!“

Sie sah mit verschwimmenden Blicken in sein lächelndes, unbekümmertes Gesicht und fühlte nur zu deutlich: Alles würde wieder vergeblich sein, Tränen, Bitten, Vorwürfe. Alles prallte an dieser lächelnden Sorglosigkeit ab. Und sie stand machtlos, mußte zusehen, wie der Hof unter seinen Händen zerrann. Wie hatte der Vater einmal gesagt? „Der kommt noch lebendig vom Hof herunter!“ Vielleicht war dieser Zeitpunkt nicht mehr sehr fern. Ihr armes Kind!

„Du!“ In einer verzweifelten, leidenschaftlichen Aufwallung krampften ihre Hände sich um seine Schultern, schüttelten sie. „Ich frage dich auf Ehre und Gewissen, kannst du verantworten, was du tust? Daß du das Erbe deiner Väter vergeudest? Daß du deine Kinder zu Bettlern machst?“

Ihre Worte trafen ihn doch, aber trotzdem zeigte er ein gleichmütiges Gesicht.

„Was du schon Vergeuden nennst!“

„Ist es vielleicht kein Vergeuden, wenn du nächtelang durchzechst? Wenn du ein Gespann für ein Auto verhandelst und sicher noch eine große Summe zuzahlst? Wenn du dir nun ein paar neue Arbeitspferde kaufen mußt? Wozu gebrauchst du denn ein Auto? Wenn wir in abgelegener Gegend, weit ab vom Verkehr wohnten, könnte ich deinen Wunsch vielleicht verstehen. Aber wir haben nur eine Viertelstunde bis zum Bahnhof und von da gute Verbindung nach allen Richtungen. Und die Kreisstadt können wir mit dem Wagen bequem in einer Stunde erreichen. Ein Auto ist Verschwendung, Luxus, und darum verlange ich, daß du den Handel rückgängig machst!“

„Fällt mir nicht ein!“

„Du mußt! Hörst du! Sag mir, mit wem du gehandelt hast!“

„Du willst dich wohl gar selbst mit ihm in Verbindung setzen?“ Hanns lachte kurz auf. „Fertig bringst du es! Nee, nee, gib dir nur keine Mühe; es bleibt so, wie es ist. Du kannst dir alle deine schönen Reden sparen. Sie machen absolut keinen Eindruck auf mich. Das solltest du auch nachgerade wissen. Und nur laß mich noch ein paar Stunden schlafen.“

Er warf sich im Bett herum und schloß die Augen. Kümmerte sich nicht mehr um die erregte, verzweifelte Frau.

Margret sah ein, daß sie nichts mehr erreichte. Da ging sie hinaus. Drinnen in der Küche hörte sie den Großknecht mit der alten Lene sprechen. Er wolle die Frau fragen, ob die Kartoffeln im Esch angepflügt werden sollten. Um Margrets Mund zuckte es bitter. Die Frau wollte er fragen! Die Frau, die für alles sorgen, an alles denken mußte! Nach dem Bauern fragte schon lange keiner vom Gesinde mehr!

Sie bemühte sich, ihrem Gesicht einen ruhigen Ausdruck zu geben und ging hinein, um mit dem sehr tüchtigen jungen Menschen alles Notwendige zu besprechen. Sie sah wohl die stumme Frage auf seinem Gesicht, aber sie gewann es nicht über sich, von den Pferden zu sprechen. Dann schickte sie noch die beiden Mädchen in den Gemüsegarten zum Jäten. Als sie zurückkam, erschrak die alte Lene, so grau und verfallen sah ihr Gesicht aus.

„Ich habe nichts erreicht,“ sagte die junge Frau. „Nun will ich zu dem alten Wellermann gehen. Er war ja mit Hanns zusammen; vielleicht kann er mir nähere Auskunft geben.“

„Das — wolltest du tun?“ fragte Lene.

„Ich muß es wohl tun.“

Da sagte die Alte nichts mehr; sie wußte, was der stolzen Frau dieser Entschluß kostete.

Es wurde ein namenlos schwerer Weg für Margret. Sie mußte ja fremde Menschen einen Blick in ihre Verhältnisse tun lassen. Mußte etwas preisgeben von dem Elend ihrer Ehe. Fast unerträglich war ihr dieser Gedanke, und manchmal war sie nahe daran, umzukehren. Aber zuviel hing von diesem Weg ab; da mußte sie alle Scham, allen Stolz beiseite stellen. Wellermann war ja der einzige, der ihr vielleicht den Namen des Händlers verraten oder ihr Angaben machen konnte, wie der Handel zustande gekommen war.

Margret wählte einen Binnenweg, um mit mög-

lichst wenig Menschen in Berührung zu kommen. Die warme, lachende Frühlingssonne, das Wachsen, Blühen und Duften ringsum war ihr wie ein Hohn auf ihr Elend. Ueberall auf den Feldern waren die Leute emsig beschäftigt; nur ihr Mann lag im Bett und schlief seinen Rausch aus!

Nun hatte sie Wellermanns Hof erreicht. Breit und behäbig dehnte sich das stattliche Wohnhaus. Die beiden Knechte, die auf dem Hofraum beschäftigt waren, sahen ihr neugierig nach. Was wollte denn die Heidbrinksche schon zu so früher Stunde hier? Margret zeigte sich sonst sehr selten bei den Nachbarn.

Wellermann, ein grauköpfiger Sechziger, kam ihr auf der großen Diele entgegen. Auch auf seinem Gesicht lag ein leises Verwundern.

„Guten Morgen," sagte Margret, äußerlich sehr ruhig. „Habt Ihr ein wenig Zeit für mich, Vater Wellermann? Ich möchte Euch gern etwas fragen."

„Aber selbstverständlich!" Er lud sie in die Wohnstube, wo Margret auch Frau Wellermann und Lisbeth vorfand. Sie hätte lieber mit dem Mann allein gesprochen, aber schließlich war es ja einerlei. Die beiden Frauen wußten vielleicht schon mehr als sie selbst. So begann sie denn zögernd zu erzählen, was sie hergeführt hatte.

„Jeder Landwirt weiß ja, daß man heutzutage keine großen Sprünge machen kann und daß ein Auto viel zu kostspielig ist," schloß sie. „Deshalb hätte ich gern den Handel wieder rückgängig gemacht. Nun dachte ich, daß Ihr mir vielleicht den Namen des Händlers nennen könnt, weil Ihr doch mit Hanns zusammen waret."

Wellermanns Gesicht hatte sich bei ihren Worten verfinstert.

„Er und Langeweg haben sich schon bald von mir getrennt," sagte er und warf einen Blick auf seine Tochter. Margret sah erst jetzt daß Lisbeth blaß war und verweinte Augen hatte. Was bedeutete das?

„Und Ihr habt sie nachher nicht wieder getroffen?" fragte sie.

Wellermann zögerte ein wenig und warf wieder einen Blick auf Lisbeth.

„Doch!" sagte er dann. „Ich suchte sie nachher und traf sie in einer Wirtschaft, aber in einem solchen Zustande, der mich auf ihre Begleitung verzichten ließ. Ich bin dann mit einem anderen Nachbarn nach Hause gefahren."

Er zündete sich umständlich seine Pfeife an, als Margret nicht gleich eine Antwort fand.

„Offenheit gegen Offenheit!" sagte er dann plötzlich. „Ich bin nie dafür gewesen, daß Lisbeth den Langeweg heiratete, aber seit gestern abend —. Nun heule bloß nicht gleich wieder," fuhr er die Tochter an, als diese ein Taschentuch vor die Augen drückte, „— seit gestern abend weiß ich, daß es am besten ist, wenn sie den Kerl laufen läßt."

Margret sah auf das weinende Mädchen, und heiß quoll es plötzlich in ihr empor.

„Ja," sagte sie ernst, „es ist wirklich am besten. Dein Vater hat recht, Lisbeth. Weil ich dich gern habe und weil ich dich nicht unglücklich sehen möchte, darum sage ich dir dies. Du bist viel zu gut für Langeweg, denn abgesehen von allem anderen betrügt er dich auch —"

„Das ist nicht wahr!" fuhr das Mädchen auf. „Das nicht!"

Margret sah sie groß und ruhig an.

„Ich gebe zu, ich hasse Langeweg, weil er meinen Mann auf schlechte Wege gebracht hat. Aber durch diesen Haß würde ich mich doch niemals verleiten lassen, etwas Unwahres zu sagen. Der Händler Franz Bremer hat mir erzählt, daß Langeweg ein Verhältnis mit dem Dienstmädchen bei Schlüter hat und er wird jederzeit bereit sein, für seine Worte einzustehen."

Mit einem Stöhnen sank der Kopf des Mädchens auf die Tischplatte.

„Weißt du nun genug?" rief Wellermann erregt. „So ein Lump! Gib den Ring her; ich schicke ihn sofort zurück!"

Margret trat zu dem Mädchen und legte ihm mit einem eigenen Ausdruck von Güte und Mitleid die Hand auf die Schulter.

„Es tut erst weh, ich weiß es. Aber besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende —."

Sie brach rasch ab, aber die beiden Alten verstanden doch, was unausgesprochen blieb. Sie wurden beide ein wenig verlegen. Dann bedauerte Wellermann, ihr nicht dienen zu können. Er versicherte sie warm seiner Dankbarkeit.

Als Margret wieder draußen stand, atmete sie tief auf. Sie hatte nichts erreicht, hatte sich vergebens gedemütigt. Und dennoch hatte sie das Empfinden, daß dieser Weg nicht umsonst gewesen sei. Sie hatte ein braves, junges Mädchen vor einem schweren Schicksal bewahrt, einem Schicksal, das vielleicht noch härter als ihr eigenes geworden wäre! Und dieses Bewußtsein gab ihr — trotz allem — ein Gefühl innerer Befriedigung.

•

Alles blieb wie es war während der folgenden Tage. Hanns war viel unterwegs. Er hatte sich einen Chauffeur aus der Stadt kommen lassen, um das Fahren zu lernen, und machte nun lange Fahrten im Auto.

Margret mußte es geschehen lassen. Sie konnte vorläufig nichts dagegen tun. Bisweilen fühlte sie sich so elend, so sterbensmüde, wozu auch ihr Zustand viel beitrug. Das Unglück ihrer Ehe, der immerwährende Kampf rieb sie innerlich auf. Sie drohte oft unter der Last der Arbeit, unter den vielen Anforderungen, die an sie gestellt wurden, zusammenzubrechen. Und dennoch kämpfte sie weiter. Um den Mann! Um den Hof! Sie war wie ein Soldat, der auf verlorenem Posten steht und dennoch aushält.

Margret zeigte sich fast gar nicht außerhalb des Hauses; sie ging auch nicht zu ihren Eltern. Sie fürchtete die hellen, klaren Augen des Vaters. Sicher war ihm schon längst manches zu Ohren gekommen. Der tragische Tod seiner jüngsten Tochter allein hatte wohl nicht sein Haar so gebleicht und seinen Rücken so gebeugt.

Am vierten Tage nach jener tollen Nacht — es war am Sonnabend vor Pfingsten — wollte Hanns Heidbrink am Vormittag auch wieder mit dem Auto fortfahren. Er hatte in der Küche noch rasch gefrühstückt und war im Begriff, hinauszugehen, als nach kurzem Klopfen hastig die Tür aufgerissen wurde. Franz Bremer trat in sichtlicher Aufregung über die Schwelle und nahm sich kaum Zeit zu einem hastigen Gruß.

„Habt ihr es schon gehört?" sprudelte er hervor. „Langeweg ist ausgerückt!"

Hanns Heidbrinks Gesicht wurde fahl. Er starrte den Sprecher an.

„Bist du verrückt?" sagte er dann mit heiserer Stimme. „Das ist ja Unsinn."

„Nein, das ist kein Unsinn," berichtete Bremer, immer noch ein wenig atemlos. „Ich traf eben Wellermann und den Landjäger, die kamen von seinem Hause. Der Vogel war aber schon ausgeflogen. Weißt du, was der Kerl gemacht hat? Wechsel hat er gefälscht auf den Namen seines Schwiegervaters. Gestern wurden diesem die Wechsel vorgelegt."

„Willst du nicht mit hereinkommen?" unterbrach Hanns hastig. Er warf einen unsicheren Blick auf seine

Frau, die auch in der Küche war und regungslos den Worten Bremers gelauscht hatte. Nun atmete sie tief auf.

„Wie gut," sagte sie, „daß die Lisbeth schon vorher die Verlobung gelöst hatte."

„Hatte sie das getan?" forschte Bremer erregt.

„Ja, das hat sie."

„So komm doch," drängte Hanns. „Darüber könnt ihr euch nachher ja noch unterhalten."

Bremer folgte ihm in sein Arbeitszimmer. Als Margret wenig später in die Wohnstube trat, hörte sie die beiden Männer in gedämpftem Tone ziemlich erregt sprechen.

„Ich habe dich oft genug vor ihm gewarnt, Heidbrink," hörte sie Bremer sagen, „aber du wolltest ja nicht hören. Hoffentlich kommst du nun noch mit einem blauen Auge davon."

Dann Hanns Stimme in dumpfem Tone. Sie lauschte angestrengt.

„— es ist ja nicht nur die Geschichte mit der Gerste. Ich habe auch für ihn gutgesagt —"

„Gebürgt hast du für ihn?" Bremers Stimme wurde in der Erregung lauter. „Junge, Junge, was bis du leichtsinnig gewesen! Wieviel sind es denn?"

Margret konnte die Summe nicht verstehen und zunächst überhaupt nichts mehr, weil ihr Herz wie wahnsinnig klopfte. Vor ihren Ohren brauste es und sie hielt sich nur mühsam aufrecht, so sehr hatte das Gehörte sie erregt. Mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft zwang sie sich zur Ruhe. Aber das Gespräch drinnen war noch leiser geworden, sie konnte nichts mehr erfahren. Trotzdem verharrte sie regungslos, und erst als sie hörte, daß Bremer gehen wollte, schlich sie leise hinaus.

Hanns begleitete ihn hinaus. Als er zurückkam, erwartete Margret ihn im Wohnzimmer. Sie bemerkte eine starke Unruhe in seinem Wesen. Eilig wollte er an ihr vorüber in sein Arbeitszimmer, aber sie trat ihm in den Weg.

„Willst du mir nun endlich reinen Wein einschenken darüber, was zwischen dir und Langeweg war?" fragte sie ernst.

Sie hatte eine schroff ablehnende Antwort erwartet, aber Hanns hatte eingesehen, daß sie nun doch alles erfahren mußte. So sagte er denn ungewöhnlich sanft:

„Jetzt noch nicht, aber heute nachmittag will ich dir alles sagen. Ich muß jetzt noch einmal fort, aber bis Mittag bin ich zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Magd im Hohen Haus

Erzählung von Maré Stahl.

Die alte Reichsstadt wuchs an dem einen Ende des Sees auf, über den sie mit der erstarrten Flut ihrer Dächer zu den Rebenbergen am anderen Ufer fortblickte.

Die Magd Katharina Alleman vergaß nie, wenn sie am frühen Morgen eilig von ihrem schmalen Bett aufstand, einen Blick auf den See zu werfen, der in Schattierungen von amethystblau bis jagdgrün schimmerte, sanft umwoben von leichten Morgennebeln, die vor der Sonne flohen und goldenrot aufglühten, ehe sie vergingen.

Katharina hatte wenig Zeit, diesem berückenden Spiel zuzusehen. Sie kämmte und bürstete ihr braunes Haar, flocht es in Zöpfe, die sie rund um den Kopf legte, schlüpfte in Schuhe, Bluse und Rock und begab sich die Treppe hinunter zur Küche, wo riesige Geschirrstapel darauf warteten, von Katharina gewaschen und fortgeräumt zu werden.

Ueber den Weg Katharinas von ihrer Kammer zur Küche wäre vielerlei zu sagen gewesen. Ganz klein und winzig wie ein Insekt huschte sie durch die vom Alter braungebeizten Säle des Hohen Hauses, die Kaiserkrönung, Papstwahl, Anfang und Ende von Religionskriegen, Ketzerverbrennung und Lehensbeleihung mitangesehen hatten.

Katharinas Augen streiften für Sekunden die bunten Friese unter der gigantischen Decke aus Eichenbohlen, die in bunter Pracht die abenteuerlichen Historien der uralten Reichsstadt schilderten. Aus dem Blick über den See und den fünf Minuten Weg zur Küche bestand das eigentliche Leben Katharinas. In dieser kurzen Zeit fühlte sie eine ungeheure Verbundenheit mit Landschaft und Stadt.

Sie stand still und in sich gekehrt vor ihrer Waschbütte. Weder schwatzte sie noch sang sie bei der Arbeit wie die anderen Mädchen, sie sprach auch kaum mit der zungengewandten Menge der schwarzgewandeten und weißbeschürzten Saaltöchter, die sich gehoben vorkamen im Umgang mit den vielen Fremden.

Katharina Alleman gehörte zu den Menschen, bei deren Anblick man sich den Kopf zerbricht, um festzustellen, wo man sie schon einmal gesehen hat. Sie scheinen aus Volksliedern oder Historienbüchern entstiegen zu sein. Ihre Haartracht ist seit Hunderten von Jahren die gleiche, ihre Augen sind bergseehaft grün und erinnern an Nixen und Elfen. Ihre Haut wurde schon von den Minnesängern besungen. Dabei war Katharina nicht eigentlich schön zu nennen, sie war nur anzusehen wie ein seltenes und kostbares Wesen.

Der Fremde, der neben dem Hohen Haus in dem riesenhaften Prachthotel wohnte, erschrak geradezu, als er sie zum erstenmal sah. Das Zusammentreffen war für Katharina recht peinlich. Der Fremde hatte ein Glas mit Wein vom Tisch gestoßen, und sie sammelte die Scherben auf eine Schaufel und trocknete den Wein mit einem Tuch vom Boden auf.

Er starrte auf ihren schmalen, weißen Nacken, auf dem sich braune Haare kräuselten, auf das gesenkte Haupt und die geneigten Schultern. Als sie ging, verbeugte er sich hastig und sagte viele Male „Danke!"

„Wer war das Mädchen?" fragte er die Saaltochter, die neuen Wein brachte.

Das Mädchen setzte Glas und Karaffe nieder und sagte dann: „Katharina," und als sie drei Schritt fort war, drehte sie sich halb um und warf über die Schulter zurück: „Die Küchenmagd."

„Katharina, die Küchenmagd," sagte der Fremde mit leichter Trauer.

Ihm schmeckte plötzlich der Wein nicht mehr, er erhob sich und ging die Treppe zur Küche hinunter. Es war ihm vollkommen gleichgültig, daß ihm die höhnischen Blicke der anderen Mädchen folgten, er war nicht mehr so ganz jung, sehr selbstbewußt und gewohnt zu tun, was ihm in den Sinn kam.

Lange stand er hinter der Glastür, die zur Küche führte, und sah Katharina wirklich, wie er es sich vorgestellt hatte, emsig und schweigsam, den Blick nach innen gesammelt, während ihre Hände mit geübter Schnelligkeit Tassen und Teller um sich auftürmten, als sei sie weit entfernt von ihrer Umgebung, als lebe sie auf einem andern Stern.

Am nächsten Morgen war der Fremde vor dem Morgengrauen auf der Terrasse, sah langsam die Sonne aus dem See steigen und folgte den anmutigen Bewegungen frühausgeschlafener Katzen, die auf Gesimsen und Mauervorsprüngen saßen, in die Sonne blinzelten und sich putzten.

Der Fremde war heiterer Laune, die schwermütige Bedrückung des Abends hatte er ganz abgeschüttelt, er summte, während er auf und abging, eine lustige, kleine, übermütige Melodie. Plötzlich zuckte er zusammen und brach jäh ab. Ein Fenster wurde oben zwischen den Blumen aufgestoßen, und Katharina stilles Gesicht blickte auf den See hinaus.

Sie kämmte ihr Haar, das in der Sonne wie goldene Seide glänzte, ihre Schultern und Arme waren bloß, und sie stand im Rahmen des Fensters zwischen dem braunen Holz und dem blauen Himmel wie ein Engelsbild, das sich zu einem Sterblichen hinunterneigt.

Der Fremde ließ sich auf einen Stuhl fallen. Es war geradezu unheimlich, wie sich wieder dasselbe bannende Gefühl des verflossenen Abends einstellte. Katharina!" sagte er ganz laut.

Nach einer Weile hörte er ihre Schritte nebenan im Saal. Er rüttelte an den Türen, die von der Terrasse hineinführten, und sie floh vor dem Geräusch eilig durch den riesigen, dröhnenden Raum zur Treppe. Endlich gab eine Tür nach, er sah noch den Zipfel ihres Rocks um das wuchtige Eichengeländer wehen.

„Katharina!“ rief er überlaut, daß es in vielfachem Echo aus allen Ecken zurückhallte.

Sie war umgekehrt und kam auf ihn zu. „Warum rufen Sie mich?“ fragte sie scheu.

Er nahm ihre Hand. „Ich muß mit dir sprechen, Katharina,“ sagte er und sah sie an. Seine Augen wandelten von ihr zu den Historienbildern rundum an den Wänden. Er drehte sie leicht herum. „Sieh,“ sagte er, „überall dein Bild: dort die Königin auf dem Zelter, wie sie zum Stadttor hineinreitet, dort die Ketzerin auf dem Holzstoß, hier die Madonna, die auf den Wolken schwebt. Weißt du, daß du geradeswegs aus allen diesen Bildern gestiegen bist, Katharina?

Sie folgte seinen Augen und schüttelte leicht erstaunt den Kopf. „Ja, es ist wahr,“ sagte sie, „aber es ist nicht so merkwürdig, ich bin ja hier heimisch, und das alles sind Kinder des Landes.“

„Wir wollen auf die Terrasse gehen“, sagte der Fremde.

„Ich muß in die Küche.“ antwortete Katharina.

Der Fremde lächelte, da war wieder das alte Lied: Der reiche Ritter wirbt und lockt, und das schöne, arme Mädchen wehrt sich.

„Es wäre mir sehr lieb, Katharina, wenn du nie mehr in diese Küche gehen würdest,“ sagte er. „Ich sage es glatt heraus: ich liebe dich, und ich möchte dich immer um mich haben! Willst du mit mir kommen?“

Katharina stutzte und sah ihn aufmerksam an. Dann lächelte sie. „Das ist nicht Ihr Ernst,“ antwortete sie.

Der Fremde schüttelte heftig mit dem Kopf, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Endlich schüttelte Katharina leicht das Haupt. „Ich kann nicht,“ sagte sie, „und wenn ich Sie sogar viel besser kennen würde und wenn ich auch nicht so arm wäre, ich kann nicht fort von hier.“

Er stand wie vor den Kopf geschlagen. Sie wußte wohl nicht, was sie tat. Er sagte sehr leise, als schämte er sich: „Ich bin sehr reich.“

Katharina sah schmerzlich vor sich hin. „Wir Allemans wohnen seit sechshundert Jahren in der Stadt, länger, als dieses Haus hier steht. Ich kann nicht fort.“

Der Fremde konnte es immer noch nicht fassen. Es war wie im Liede, das arme Mädchen gibt dem vornehmen Ritter einen Korb. Dieses Mädchen war schon merkwürdig, es gab für sie keinerlei Verlockung, wie sie aus Kinos oder Romanen stieg, sie war ganz einfach in sich selbst verwurzelt, ein phantastisches Mädchen!

„Sind Sie mir böse?“ fragte sie und sah ihn ängstlich an.

Er nahm ihre Hand, ihre kleine, leichtgerötete, rauhe Küchenmädchenhand. „Nein, Katharina,“ sagte er, „ganz und gar nicht, ich habe dich sogar noch viel lieber.“

Er ging, sie stand noch ein Weilchen.

Die Eichensäulen, die strengen, bunten Bilder und der braune Brunnen sahen wohlgefällig auf die niedere Magd herunter, die ihre beruhigende, sichere Nähe einer ungewissen, lockenden Ferne lächelnd und selbstbewußt vorzog.

Der „Wetteronkel“

Von Ludwig Gronow

Dr. Johannes Burchardt war der Wettermacher der Stadt. Ein „Petrus im Kleinen“ sozusagen, nur mit dem Unterschied, daß er die voraussichtlichen Wetterveränderungen wohl vorher anzeigen, aber nicht beeinflussen konnte. Hoch oben im letzten Turmzimmer des Rathauses befand sich seine meteorologische Beobachtungsstelle, und dort saß er von früh bis spät, umgeben von vielen Instrumenten, die der Messung des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft, der Windstärken und atmosphärischen Strömungen dienten, stellte Berechnungen an, führte Listen und Tabellen, mit deren Hilfe dann der amtliche Wetterdienst herausgegeben wurde.

Unter dem Namen „der Wetteronkel“ war Dr. Burchardt seit langem eine bekannte Persönlichkeit. Dabei hatte er gar nichts Onkelhaftes an sich, sondern war ein junger, netter Mann, der sich als Meteorologe die ersten wissenschaftlichen Sporen verdiente.

Der „Wetteronkel“ stammt von den Kindern, denen er stets morgens begegnete, wenn sie zur Schule gingen und die von ihm wissen wollten, ob es nicht bald hitzefrei gäbe, oder wann der erste Schnee fiele oder ob das Fußballspiel am nächsten Sonntag verregnen würde.

Aber auch viele große Unternehmen, Industrien, Versicherungen und Privatleute wandten sich mit Anfragen an ihn. Jeder wollte über das Wetter der nächsten Zeit Genaueres erfahren. — Es gab sogar einen alten, etwas sonderbaren Professor, der jeden Morgen bei Dr. Burchardt anrief, um zu fragen, ob er wohl auf seinen Vormittagsspaziergang einen Regenschirm mitnehmen müsse.

Eines Tages befand sich unter der Post auch ein kleines, zartduftendes Brieschen. — Es war nur an den amtlichen Wetterdienst gerichtet und eine Dr. Burchardt unbekannte Dame, ein Fräulein Liddy Eckardt, erkundigte sich darin dringend nach der Wetterlage, die am 16. des Monats herrschen würde.

Das war nun eine schwierige Sache, denn es war erst der dritte Tag im Monat, und auf so lange Zeit ließ sich schwer eine sichere Ansage machen. — Der „Wetteronkel“ schrieb also einen liebenswürdigen Brief zurück, in dem er mitteilte, daß er eine zuverlässige Auskunft erst zwei Tage vor dem betreffenden Datum geben könne.

Schon am nächsten Vormittag klingelte im Wetterdienst das Telephon, und Fräulein Liddy Eckarts Stimme klagte am anderen Ende der Strippe ihr Leid:

. . . ob es denn gar nicht ginge . . . — es sei doch so wichtig für sie — . . . und wozu denn ein Wetterdienst überhaupt da sei, wenn man nicht . . .

Dr. Burchardt hörte sich das alles erst einmal ruhig an, und dann erlaubte er sich die Frage, aus welchem Grunde das denn schließlich so wichtig sei.

„Ich will doch mit meinem Auto nach Würzburg fahren. Ich habe aber nur einen offenen Sportwagen. Und wenn es nun regnet, dann würde ich vielleicht doch lieber mit der Eisenbahn fahren,“ war die Antwort.

„Und am 16. wollen Sie fahren?“ fragte Dr. Burchardt noch einmal zurück, denn plötzlich fiel ihm ein, der 16. war ja sein erster Urlaubstag.

„Dann will ich Ihnen etwas sagen, gnädiges Fräulein, bei der augenblicklichen beständigen Wetterlage können Sie sich beruhigt auf Ihre Autofahrt vorbereiten; sollte aber doch noch ein Witterungssturz eintreten, dann mache ich Ihnen einen Vorschlag und biete Ihnen die Fahrt in meiner geschlossenen Limousine an. Ich fahre am 16. nämlich dieselbe Strecke in den Spessart!“

Zuerst war am anderen Ende der Leitung eine etwas betroffene Stille, dann aber klang ein helles Lachen durch den Apparat, und der Vorschlag wurde angenommen. Mit dem Versprechen, den endgültigen Wetterbericht noch rechtzeitig durchzusagen, hängte Dr. Burchardt an.

Ein merkwürdiges Gefühl beschlich den „Wetteronkel“ in den nächsten Tagen. Wenn der Himmel es wollte, hatte er sich da in ein Abenteuer gestürzt, das, nach der Stimme der Unbekannten zu urteilen, nicht ohne Reiz sein konnte. — Vorläufig sah es jedoch nicht so aus, als ob es zustande kommen sollte denn das Wetter blieb strahlend schön.

Aber genau drei Tage vor dem 16. zog ein gewaltiges Tief von Westen herauf, und als Dr. Burchardt pünktlich am 14. bei Fräulein Liddy anrief, lautete seine Wettervorhersage für den 16.: Starke Winde, zunehmende Bewölkung und strichweise Regen.

Die gemeinsame Fahrt in Dr. Burchardts Wagen wurde also verabredet, und als der 16. herankam, fuhr er an einem trüben, grauen Morgen, nicht ohne Herzklopfen, los, um seine unbekannte Mitfahrerin abzuholen. — Wie wird sie aussehen, war sein Gedanke. Aber seine kühnsten Träume wurden noch übertroffen. Hinter einem Berg von Gepäckstücken kam ein lachendes, junges Mädchen zum Vorschein, schnell wurde die telephonische Bekanntschaft bestätigt, das Gepäck verstaut, aber gerade wie sie beide einsteigen wollten, ereignete sich die für den Meteorologen fast niederschmetternde Tatsache: die Wolkendecke über ihnen zerriß, eine lachende Herbstsonne blitzte hervor, und bald darauf erstrahlte der Himmel in herrlichstem Blau.

„Sie sind ja ein Schwindler!“ lachte ihn da das Mädchen aus. „Sieht so ‚Strichweiser Regen‘ aus? — Sehen Sie, das kommt davon, wenn man Petrus ins Handwerk pfuschen will!“

Dr. Burchardt war wirklich etwas erschüttert. Aber schließlich ist Irren menschlich, und gerade in der Meteorologie gibt es manchen Faktor, der nicht vorher mit in Rechnung gezogen werden kann. — Mit einer resignierten Handbewegung zog er also das Sonnendach seiner Limousine auf, dachte nicht mehr an seine etwas mitgenommene Berufsehre, sondern freute sich an der schönen Fahrt, am schönen Wetter und an seiner schönen Begleiterin. —

So kam es, wie es kommen muß, wenn zwei junge Menschen, die sich gegenseitig nett und sympathisch finden, eine gemeinsame Autofahrt unternehmen. Es wurde eine Fahrt ins Glück!

Schon das Picknick im Thüringer Wald dauerte viel länger, als vorgesehen war; als sie die Saale hinter sich hatten, nannten sie sich bereits mit Vornamen, nicht nur der Himmel, sondern auch ihre Herzen waren heiter und unbewölkt, und als sie am Abend beide durch Würzburgs Gassen gingen, da hörten die alten Mauern das flüsternde Geständnis einer großen Liebe.

„Eigentlich sollte man ja keinem Manne trauen, der in seinem Beruf so unzuverlässig ist,“ lächelte Liddy, „aber . . .“

Und gerade in diesem Moment geschah die Ehrenrettung des Meteorologen. Plötzlich fing es an zu regnen und zu sprühen, und ein dicker Tropfen fiel klatschend auf Liddys Nase.

„Was hab ich gesagt!“ triumphierte nun Johannes, „Strichweise Regen!“ Daß dieser strichweise Regen aber aus einem völlig sternklaren Himmel kam und seinen Ursprung in einer Gießkanne hatte, mit der oben im Haus jemand die Blumenkästen begoß, bemerkten sie alle beide nicht mehr.